Völkerbund und Krieg im Osten

Japan ist im Unrecht

Die Hintergründe des Ostasien-Konflikts.

Als in Genf die Abrüstungskonferenz zusammentrat, donnerten im Fernen Osten die Kanonen.

Es ist nun sehr bequem, über den japanischen Imperialismus zu schimpfen, aber damit ist sachlich nicht das geringste gewonnen. Ebenso ist es verfehlt, aus dem unleugbaren Versagen des Völkerbundes bei der Schlichtung des Konflikts nun ganz allgemein auf die Ueberflüssigkeit dieser Genfer Einrichtung zu schließen. Beide Fragen müssen vielmehr ernsthaft untersucht werden, ehe man seiner Meinung Ausdruck geben kann.

Man kann den Konflikt in Ostasien nicht verstehen, wenn man nicht die wirtschaftlichen Zusammenhänge kennt. Japan hat einen jährlichen Bevölkerungsüberschuß von einer Million Menschen. In fünfzig Jahren wuchs es von 33 auf 60 Millionen. Nur 17 Prozent seiner Fläche sind landwirtschaftlich nutzbar, während in dem gewiß doch nicht übermäßig fruchtbaren Deutschland 56 Prozent nutzbar sind. Japan kann also seine Bevölkerung nicht auf eignem Boden ernähren. Es bleiben ihm nur drei Wege: Einmal die Auswandrung. Doch die Länder, die klimatisch allein in Frage kämen (Amerika und Australien), sperren sich mit aller Energie gegen japanische Einwandrung. Der zweite Weg wäre der Erwerb von Kolonien. Japan versuchte zu Beginn des Jahrhunderts die damals menschenarme Mandschurei in diesem Sinn zu verwenden. Es zeigte sich aber bald, daß das Klima den Japanern nicht zusagt. Vor allem aber sind die bedürfnislosen japanischen Siedler den noch bedürfnislosern Chinesen unterlegen. Während in den verflossenen 30 Jahren fast 30 Millionen Chinesen in die Mandschurei einwanderten, leben dort nur etwa 200 000 Japaner, und diese meist in den Verwaltungsstellen. Andre Kolonialgebiete kamen aber für Japan nicht in Frage, da das übrige China, ebenso wie Korea, bereits dicht bevölkert war. So blieb nur der dritte Weg: Japan mußte seine Industrialisierung mit aller Kraft fördern. Die Industrieausfuhr sollte dann das Geld beschaffen, das zur Einfuhr der nötigen Lebensmittel erforderlich war.

Japan ist aber ein sehr rohstoffarmes Land, und so ist es begreiflich, daß es mit allen Mitteln versuchte, Einfluß in einem wichtigen Rohstoffgebiet zu erlangen. Solch ein Rohstoffgebiet aber ist die Mandschurei. Dort lagern 1,7 Milliarden Tonnen Kohle, in den unter japanischer Finanzherrschaft stehenden Fushunfeldern allein 950 Millionen Tonnen. Die Eisenerzvorräte des Landes betragen etwa 400 Millionen Tonnen. In den japanischen Eisenwerken werden zurzeit 250 000 Tonnen Stabeisen produziert. Die Oelschieferfelder des Landes enthalten etwa 300 bis 350 Millionen Tonnen Oel. Das Land bringt weiter 5,7 Milliarden Tonnen der wichtigen Sojabohne hervor, die als Futtermittel und für die Produktion von künstlichen Fetten in der ganzen Welt benötigt wird. Daneben gedeiht dort Hirse, Mais, Reis und Weizen. Also ein gesegnetes Stück Land. Von den 6 Milliarden Mark Kapital, mit denen das Land bisher erschlossen worden ist, sind 4,5 Milliarden Mark japanisches Kapital gewesen. Der Hauptträger der Entwicklung des Landes war die südmandschurische Eisenbahn, die vollkommen in japanischen Händen ist. Hinzu kam noch, daß die Mandschurei gleichzeitig einer der wichtigsten Käufer japanischer Industriewaren ist.

So ist Japans wirtschaftliches Interesse an dem Lande sicherlich ein berechtigtes. Japan hat nun seit jeher versucht, dieses wirtschaftliche Interesse auch politisch zu sichern. Es hat sich das Recht ausbedungen, an seiner Eisenbahn 15 000 Mann Soldaten zu halten. Es hat die wichtigsten Häfen für Jahrzehnte gepachtet und hat sich auch sonst eine Reihe von Sonderrechten im Lande gesichert. Die Schwäche und innere Zerrissenheit Chinas machten es Japan möglich, diese Sonderrechte zu erhalten. Freilich mußte Japan immer mit dem Widerstand der europäischen Mächte, vor allem aber der Vereinigten Staaten von Nordamerika rechnen. Japan nutzte stets die Zeiten aus, wenn die europäischen oder amerikanischen Mächte anderweitig beschäftigt waren.

Wenn Japan nun auch gleichzeitig in Schanghai eingreift, so hängt das zweifellos damit zusammen, daß in China, wo sich nationale Stimmungen regen, die japanischen Waren boykottiert werden. Schanghai ist der Hafen, über den die japanische Ware ins Land flutet. Die japanische Industrie kann erklärlicherweise das Reich der Mitte mit seinen etwa 450 Millionen Einwohnern als Kunden nicht entbehren.

Das sind die Hintergründe des kriegerischen Konflikts in Ostasien! Sie zu kennen ist wichtiger, als sich über die unbedeutenden Anlässe zu streiten, die zum offnen Ausbruch des Konflikts geführt haben. Wenn man diese Gründe kennt, wird man sich nicht mit bequemen Schlagwörtern begnügen. Man wird aber trotzdem auch dann die Methoden Japans als töricht bezeichnen müssen. Mit militärischen Maßnahmen kann man bestenfalls kurzfristige Erfolge erzielen. Durch Krieg kann man sich aber keinen dauernden Kunden schaffen. Die Gewaltpolitik der Generale hat noch nie der Welt zum Heil gedient. Eine weitsichtige japanische Politik hätte nun den ernsthaften Versuch machen müssen, den Kräften in China, die eine Zusammenfassung des Landes erstreben und dem furchtbaren Bürgerkrieg ein Ende machen wollen, zum Siege zu verhelfen. Japan hätte auf diesem Wege mit friedlichen Mitteln auf die Dauer zweifellos auch für die eignen Interessen mehr erreicht, da ja ein nicht durch Bürgerkrieg zerrissenes China auch viel kaufkräftiger wäre.

Warum der Völkerbund nicht helfen kann.

In dieser Situation sollte nun der Völkerbund eingreifen, und in dieser Situation mußte er versagen. Es zeigte sich, daß der Völkerbund gar nicht die Machtmittel hat, um einen solchen Konflikt gegen den Willen eines der Beteiligten zu schlichten. Das beweist uns nur erneut, daß der Völkerbund immer nur das ist, was die jeweilig in ihm vertretenen Regierungen aus ihm machen. Sind in den wichtigen Ländern fortschrittliche Regierungen am Ruder, dann wird der Völkerbund zweifellos aktiver sein, als wenn, wie heute, in den entscheidenden Ländern reaktionäre Regierungen sitzen. Der Völkerbund ist die Organisation, die die Gemeinschaftsarbeit der Staaten leiten soll. In den Zeiten aber, wo zwischen diesen Staaten der Gemeinschaftswille fehlt, pflegt auch kein Raum für Gemeinschaftsarbeit zu sein. Auch hier hängt also der Völkerbund in seiner Wirksamkeit allein von den politischen Verhältnissen ab, die jeweils in der Welt und vor allem in Europa herrschen.

Wer heute dem Völkerbund laute Vorwürfe macht wegen seines Versagens in der Ostasienfrage, denkt zu juristisch, er sieht wohl die äußere Form der Organisation, aber vergißt, daß Organisation allein nie Selbstzweck ist. Juristisch gibt zweifellos die Völkerbundssatzung dem Völkerbundsrat, der bisher allein die Frage behandelt hat, ebenso wie der Völkerbundsversammlung, die demnächst auf Chinas Antrag zusammentreten wird, eine große Anzahl von Mitteln an die Hand, mit denen Konflikte beigelegt werden können. Gewiß gibt der Artikel 16 der Völkerbundssatzungen dem Bunde sogar das Recht, Zwangsmittel zu ergreifen, er könnte also Schiffe und Truppen nach Asien schicken. Da der Völkerbund aber keine Schiffe und Truppen hat, müßten die in ihm sitzenden Großmächte Flotten und Heere zur Verfügung stellen. Eine Expedition nach Asien aber gegen das stark gerüstete Japan wäre eine höchst gewagte Sache. Und man kann begreifen, daß kein Land dazu besonders Lust verspürt, ganz besonders, wo man zwar die japanischen Methoden verurteilt, aber die sachlichen Interessen Japans als berechtigt ansieht. Die zweite Möglichkeit des Völkerbundes wäre ein Finanz- und Wirtschaftsboykott. Damit könnte man zwar Japan schwer treffen, aber es kaum auf die Knie zwingen. Auch möchte zur Zeit der Wirtschaftskrise kein Land einen so guten Kunden wie Japan vor den Kopf stoßen. Wir sehen also eine ganze Reihe von Gründen, die das unschlüssige Verhalten des Völkerbundes erklärlich machen.

Europäischer Bund, nicht Weltbund.

Wir sehen aber noch etwas andres, und das scheint besonders wichtig. Es war ein schwerer Fehler, als man 1919 den Völkerbund gleich als weltumspannende Organisation gründete. Seine Hauptaufgabe soll und kann auf absehbare Zeiten nur in Europa liegen. Es gilt zunächst den Kontinent, der trotz allem noch den Kern der Welt bildet und der zugleich der gefährlichste politische Krisenherd der Welt ist, auf friedlichem Wege zu organisieren.

Wäre der Völkerbund ein europäischer Bund, so könnte er seine Aufgabe darin sehen, die europäischen Verhältnisse im friedlichen Sinne zu regeln und unsern Kontinent friedlich durchzuorganisieren. In Europa sind die Verhältnisse einigermaßen übersehbar. Für europäische Mächte aber ist es ungeheuer schwer, zu entscheiden, was nun im Fernen Osten eigentlich vorgeht. Noch schwerer aber ist es, nun dort sogar aktiv einzugreifen. Heute rächt sich bitter, daß man sich 1919 im Ueberschwang der Gefühle übernommen hat. Die Aufgabe, im zerrissenen europäischen Kontinent den Frieden zu organisieren, ist eine so gewaltige, daß für diesen Zweck allein die Existenz eines europäischen Völkerbundes gerechtfertigt wäre. Memel ist in diesem Sinne wichtiger als Schanghai. Erst wenn Europa friedlich durchorganisiert ist, sollte man darangehen, auch die übrige Welt mit einer ähnlichen Organisation zu umspannen.

Dr. G. W.

Krieg im Eis

Erinnerungen eines Arktis-Soldaten. Von Hans Leskau

(8. Fortsetzung und Schluß.)

Ich will schreien, aber der gepreßte Hals würgt den Atem — es wird nur ein gequetschtes Gurgeln.

„Hans, Hans!" — zerreißt ein gellender Schrei das Gebrüll und Gestöhn rundum in der vollständigen Finsternis. Hermann.

Mit aller Anstrengung formen die Lippen und stoßen es die Lungen: „Hermann!" Er muß links von mir sein.

Dicht an meinem Hinterkopf röchelt ein Bosniak. Ab und zu erhebt er seine Stimme zu einem fast tierischen Klagelaut. Langgezogen geht er schließlich in Gejaule über, wird plötzlich angstvolles, tonloses Geplapper . .

Doch immer wieder erhebt sich das Geheul — lange, lange fort. Irgendeiner, er muß weiter fort sein, stöhnt in immer kürzern Stößen. Aber viele schreien laut: „Hilfe — Hilfe — e — e."

Hundertfache Mischung von Angst, Raserei, von aufbäumender Lebenswut und hoffnungslosem Greinen schwillt durch das schwarze Nichts . . .

„Hast du genug Luft — Hans?"

Ich möchte schon antworten. Aber mir ist bei jedem Atemzug, als bräche die gespannte Bauchwand.

„Ich liege mit dem Gesicht auf den Armen — du?" Ich kann nicht soviel reden —: „Hermann — wenig — Luft" — bringe ich heraus. „Hilfe — Hilfe!" schreit Hermann mit den andern.

*

Wenn ich ganz langsam Luft ziehe, dann bekomme ich viel mehr in die Lungen, als so lechzend wie bisher. Ich beruhige mich, ich nehme zerrissene Denkfäden auf: Nackt bin ich. — Wieso? — Ja, ja — gestern hab ich noch gelaust. Da war ich zu müde, alles überzustreifen. Da bin ich nackt unter die Zeltbahn gekrochen. Wie gut, daß ich sie noch in den Krallen habe.

Da ist doch ein kleiner Luftwinkel vor dem Gesicht. Sonst hätte es mir wohl das Maul gestopft . .

*

Plappert der Bosniak noch? Sein Atem geht jetzt pfeifend und rasch. So rasch, wie der eines erhitzten Hundes. Oben bleibt alles still.

Ist alles dahin? Auch die Seilbahn? Warum kommen sie nicht aus den Stollen? Ging die Seilbahn überhaupt noch? Ja, gestern lief sie auf dem neuen Draht.

Ja, und die seltsame Post. — Wie, hat nicht der Kaiser Frieden schließen wollen? Darum das Artilleriefeuer? Darum soviel Rum im Kaffee?

Die Ruhe war dahin. Da werden die von den Stellungen heruntersteigen, wenn jetzt Frieden wird. Aber so weit langt unsre Luft nicht mehr . . . Warum jetzt? Warum jetzt, zum Friedensschluß?

War dies eine unsichtbare Welle, die durch die Dunkelheit flutete? Angstvoller und begehrender zugleich wird das Geschrei rundum. Da und dort verlobt einer irrsinnig seine Kräfte in einem höllischen Gebrüll.

„Hans — lebst noch?"

Liege ich wirklich unter einer Lawine? Heiß ist es: beißender Schweiß über und über. Nur Hände und Füße fühllos. In zwei Fäden hängt Speichel aus dem Mund. Ich kann nicht mehr schlucken.

„Hans — Hans, lebst noch?"

Nein, es ging nicht, ich konnte auch keinen Laut mehr bilden. Aber wenn Hermann schrie, da zitterte mein kleiner Finger.

Ich kratze damit.

„Doch noch", sagte Hermann. Viel, viel stiller wurde es allmählich. Nur mehr wenige schrien. Aber überall das kurze Röcheln, wie der Bosniak hinter mir gerochelt. Den — den höre ich nicht mehr . . .

„Hans, lebst noch?"

Wenn die Hand nur nicht so steif wäre. Langsam, langsam kann ich wieder kratzen.

Warum schreit Hermann so schrill: Hilfe — Hilfe — e — Hilfe — e — e!?

*

Wirklich? Schaufeln? Hackten sie oben?

Horch — das war jetzt Leutnant Meßner! Also die aus dem Stollen. . . Mein Atem ging auch kurz. Es war eigentlich kein Atmen mehr — es war ein Flimmern. Aber es ging so leicht, als ob ich es immer getan. . . Horch — Leutnant Meßner: „Grabt dort, wo ihr schreien hört!"

Hitze umwallte mich plötzlich. Der Hals schien so dünn zu werden wie ein Finger. — Das Denken stagnierte: wo ihr schreien hört . . . wo ihr schreien hört. . .

Wer bohrte mir in die Schläfen? Ah! Jetzt — jetzt war der Schädel durchbohrt. — Wie es leicht und frei wurde um den Kopf! Fort war die eisige Umarmung. — Ich schwamm — in einem eiskalten Meer. Tiefschwarze Wellen unter einem tiefschwarzen, sternlosen Horizont. Die Wellenkämme aber schäumten und glommen silbrig.

Ein Boot? Ich schwang mich hinan. Den linken Fuß hatte ich schon oben.

Entsetzen: Prahlitsch grinste mir entgegen — und jetzt — hebt er eine Hacke. Die Hacke faust auf mein Bein. Ich höre die Knochen krachen. Sonderbar, es tut nicht weh. . .

Ich sinke. — Eiseskälte kriecht an mir herauf. —

Ah! — Weit reiße ich den Mund auf. Wie es herunterrinnt. —

*

Nur noch einen Blick wollte ich haschen: Da — Helle — Schnee — Sonne! Geblendet schloß ich die Augen. Leutnant Meßner hörte ich noch jammern: „Mein Gott! Er ist ja ganz nackt!"

Gestöhne erweckte mich wieder. — War es also nur ein Trug gewesen? Es war ein furchtbarer Entschluß, die Augen zu öffnen: Wenn ich nun abermals ins schwarze Nichts stiere? Wo — wo waren wir? Diese Zeile zitternder, weinender, schreiender Gespenster? Mir schwanden wieder die Sinne.

Noch einmal riß mich Hermann auf. Heißer Tee netzte meinen ausgedörrten Mund. Brennend rann er in den Magen hinab. Dann war nichts mehr.

Doch! — Ein Ruck stieß mich wach. Ich roch Verbandzeug. Eingeschnürt lag ich wie eine Mumie. Und über mir war fettiges Geschmatze und das trockne Gequiek einer Seilbahnrolle.

*

Als die Sinne wieder mählich zu suchen begannen, vernahm ich zuerst das Schnarchen eines Ofens. Und dann spürte ich Schmerzen — überall.

Neben mir döste Hermann. Ich erkannte es daran, wie er die Luft in die Nase zog. Wozu die Augen öffnen? Der Atem ging schmerzend. Aber Atem war es! Luft, die nach Sägemehl, nach Stroh und Jodoform roch. Die letzten Denkbrocken, in der großen Ohnmacht versunken, kamen auf diesem Sinnesstrom wieder herauf: Luft, Luft! — das war mein letztes stummes Bittgeschrei ums Leben gewesen. Ja, nur genug Luft. Was braucht ein Lebendiger sonst. Eine Kerze in das welsche Kirchlein wollte ich doch spenden, wenn ich nur jemals wieder genug Luft zu atmen bekäme! Stoffrauschen neben mir.

Ich will den Kopf danach drehen. — Es geht nicht. Aber ich sehe einen weißen Kittel. „Tut es weh?" „Wo tut es weh?" — frage ich verwirrt zurück. Ein bärtiges Gesicht wendet sich von meinem Fuß.

„Das da!" — Er drückt die Wade. Aber ich sehe es bloß, ich fühle es nicht.

„Kannst du den Fuß heben?" — Nein. Ich versuche umsonst, ich bringe ihn nicht vom Stroh auf.

„Geht der andre?" — Besser ist es. Es raschelt wenigstens das Stroh.

Radiogedicht

Ich bin ein Bewohner der Stadt,
der seine Bestimmung in aller Ruhe erkannte –
nicht mehr als: irgendwer zu sein
Abends sitze ich mit ausgebranntem Herzen am Radio
und werde Ohr.
Niemals verreiste ich,
die Gewohnheit grub mir einen Weg durch die Wildnis der Stadt,
aber jetzt dient mir Europa
bei einer unachtsamen Bewegung meines Apparates.
Ich wüßte nicht, daß ich gläubig bin;
die Risse des Zweifels werden sich schwer wieder bedecken lassen,
aber mein Herz grünt vor Freude
und klopft wie das Metronom eines namenlosen Senders,
wenn aus dem Summen die schöne dunkle Stimme sich löst
der Ansagerin von Sottens-Lausanne –
zum erstenmal.

Walter Bauer.

„Und den Arm da?" — Oh, der tut höllisch weh, als er ihn heben will! Da geht er zu Hermann.

Auch dahinüber kann ich den Kopf nicht drehen. Ich sehe nur eine Bretterwand gegenüber. Ein nervöses Spiel beginnt. Ich zähle die Bretter, soweit ich schielen kann. Immer wieder. Da taucht drüben ein verbundener Kopf vor den Brettern auf. Sinkt, taucht noch einmal auf. Ich fühle mich zu müde zu schauen. Ich schließe die Augen.

Jetzt raschelt drüben das Stroh. Keuchend tappt er herüber, ist an meiner Seite. Ich zucke zusammen: Er legt sich über meine Brust — behutsam. Dann streichelt eine Pratze in meinem Gesicht. Prahlitsch! Er weinte still. Da wurden mir auch die Augen naß. Diese stumme Minute hat uns beide entführt. . . Aber er war mir zu schwer. Mir wurde wieder übel.

*

„Willst du lieber Schokolade oder eine Zigarette?" fragt jemand. Ich habe die Augen geschlossen. Ich bin zu müde, fortwährend zu schauen. „Durst — hab ich so." Nach einer Weile werde ich aufgehoben. Ich muß schreien — schreien. Da läßt er mich aufs Stroh zurück. Dann schiebt er mir ein Schläuchlein in den Mund. Widerlicher Gummigeschmack. Aber ich sauge in gierigen Zügen. „Hast du fest Weh?" fragt Hermann herüber. Es wird ein stockendes Geplauder.

„Ja, der Doktor sagt, wenn wir nicht unsre Konserven gegessen hätten, dann wäre das Aushalten wohl nicht möglich gewesen."

„Du — Hermann! Wie lange waren wir denn darunter?" „So gute sieben Stunden."

*

Jetzt werfen sie Brettchen vor mir nieder, dann schienen sie Fuß und Arm. Um und um packen sie mich in Watte. Ich beiße die Zähne zusammen, als sie mich in eine Decke schnüren.

„Hermann, haben sie dich auch geschient?" — „Nein. Auf und auf verbunden."

Ich bin schon wieder müde. Ich mag nicht mehr denken. —

*

Wieso jammert Hermann jetzt unter mir? Und wie es mich hart schüttelt. Da — da tanzen Speichen hinab. Wir fahren also. Voraus ein Pferderücken. Neben der Mähne ein grauhaariger Kopf unter einer schmutzigen Mütze. . .

Unbewußt habe auch ich zu jammern begonnen. Bei jeder hartgefrorenen Wagenrunse brüllen wir auf. Eine endlose Kette hochrädriger Karren begegnet uns. Je zwei Bahren übereinander. So viele also holen sie!

Wir halten. Es dämmert schon stark. Der Alte wirft mir eine Plache über. Gut, daß ich eine Hand rühren kann. Ich wühle sie mühsam aus der Decke und buchte das grobe, kalte Tuch vor dem Gesicht etwas.

Eine bekannte Stimme? „O je, der Hermann", bedauert diese Stimme. Während sie reden, döse ich wieder. . .

Ein kalter Luftstrom und etwas Helle: Unser Koch, der Schuchter schaut herein? Richtig, unsre Kompanie war ja vor einigen Tagen auf Erholung ins Tal herunter. „Arme Buben", bedauerte er uns.

*

Noch immer standen wir. — „Hermann, ich kann's nimmer halten!" — „Laß rinnen!"

Nachher meuterte er doch. Der Alte lachte dazu, als er losfuhr. Mir war das gleichgültig. Auch das Holpern, auch Hermanns Geplärr.

Es war jetzt eine andre Folter da: verspätete Todesangst — dort — zu meinen Füßen flackert eine schwanke Kerze. Sie ist schon weit herabgebrannt: Wenn sie erlischt, gibt es keine Luft mehr — keine Luft — keine Luft. . .

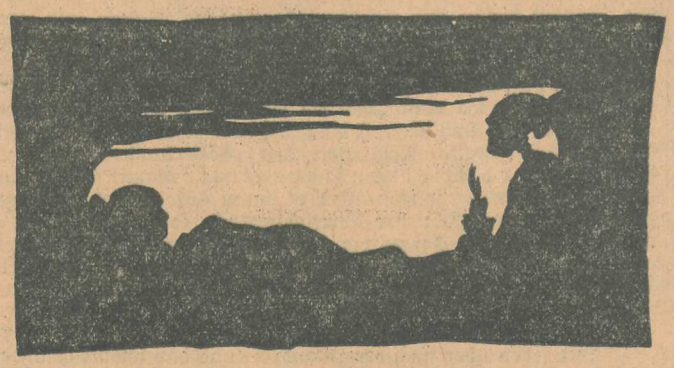
*

Ja, es stimmt. Ich liege wirklich in einem Bett. Es ist ein Leintuch da. Oh, und eine feine Decke. Hoch oben brennt die Lampe.

„Lang hast gebraucht", sagt Hermann neben mir. Eine Tür steht offen. Da drinnen wimmert einer gottserbärmlich.

„Er hat Nägel im Bauch", weiß Hermann. — „Und der Koch hat gerade Feuer gemacht. Dem hat es den Kopf in die Glut gedrückt."

„Wo sind denn die Landsleut?" — „Der Ernst und der Willi und Roger sind schon erstickt gewesen." Nun döst auch Hermann ein. Noch lallt er etwas, ich verstehe aber nicht.



„Hermann!" — Hermann gab keine Antwort, er schnarchte. Mich hielt ein peinigender Drang wach. Da drüben war ein Nachtstuhl. Aber wie hinkommen? Nur den rechten Arm konnte ich rühren. Also schob ich mich auf dem Ellbogen an den Bettrand. Der letzte Ruck war zu stark — ich fiel. Dumpf schlug der verbundene Schädel auf. Da kam man. Es war eine Frauenstimme dabei. Sie hoben mich hinein, dann schob mir eine Hand die Schüssel unter. Und jetzt schämte ich mich vor der Frau und tat die Augen nicht auf.

Wie gütig sie war?! Sie strich mir das Kissen glatt. „Haben Sie die Glocke nicht gesehen?" Richtig, da am Polster war eine Klingeldose angeheftet. „Sie dürfen nicht ungeschickt sein. Sie müssen läuten, wenn Sie etwas brauchen."

*

Nun lag ich wunschlos da. In Schmerzen und Fieber zwar, aber in behütetem Leben.

„Was hast denn", fragte Hermann beim Morgengrauen. — „Meinst nicht, heut müssen wir wieder hinauf?" — „Kindsschädel!"

„Aber gar so weit fehlt es ja nicht", fürchte ich mich. Zwar der Doktor tat auch so wehleidig.

„Zu Weihnachten bist schon bei der Mutter."

Bei der Mutter. — Ach, das glaubte er wohl nicht. Er wollte mich wohl nur munter machen.

„Meinen Sie schon auch, Schwester?" — „Aber, großer Bub" —

Sie unterbrach. — Mein Gott! Da stand ja unser Hauptmann in der Tür. Schreck durchfuhr mich: Der holt uns jetzt. Und wir haben unsre Reserveportionen gefressen. Ich wollte die leeren Büchsen verstecken, ich erhaschte aber nur das Leintuch.

Krampfhaft schloß ich die Augen, denn er kam zum Bett her. Als er zu reden anfing, wurde mir übel. Ich hörte ihn nur wie hinter einer hohen Mauer. Endlos, dieses Warten, bis er die Reserveportionen verlangte! Eiskalt überlief es mich, als seine Hand über meine Stirn strich. Jetzt — jetzt — —

„Behüt euch Gott, Kinder! Werdet mir bald wieder gesund."

Dann war er fort. Es würgte mich schier ab. Aber warum sollte ich mich schämen! Ich weinte vor mich hin. Hermann drüben schnupfte auch. Es war unser innerstes Lebensrecht! —

Der Nazi-Lakai in Paris

„Gustave Hervé ich ...."

Arm war er mal. Damals, als er die Brandfackel des Antipatriotismus schwenkte, in jener Zeit, wo er im ganzen elf Jahre Gefängnis bekam, und wo er nach einem Freispruch seinen nächsten Artikel im „Guerre sociale" („Sozialer Krieg") überschrieb: „Und jetzt, meine Herren Richter, sch.... Gustave Hervé auf sie!" „Guerre sociale" erschien jeden Mittwoch früh und wurde mit Ungeduld in den Arbeitervierteln von Paris erwartet.

Ja, das ist „der Mann mit der Fahne auf dem Misthaufen". Im Juli 1901 hatte er als junger Universitätsprofessor seinen berühmten Artikel geschrieben, den über die Schlacht von Wagram, an dessen Schluß es wörtlich hieß: „Solange es Kasernen gibt, möchte ich zur Freude und zur Erhöhung der Moral der Soldaten unsrer Demokratie, um den Militarismus und die Eroberungskriege in ihren Augen zu entehren, daß man im größten Hof des Stadtviertels sämtlichen Dreck und allen Schmutz der Kasernen zusammenkratze, und daß der Oberst mit großem Federbusch feierlichst in Gegenwart aller Truppen in Galauniform unter den Klängen der Militärmusik dahinein die Fahne des Regiments pflanze."

Das schrieb er 1901 im „Travailleur socialiste". Im Departement Yonne (fünf Bahnstunden südlich Paris) wohnte er damals. Aber seinen kleinen Beinchen sieht man an, wie sie davonlaufen können. Heute haust Hervé im Direktionsbüro der nationalistischen Tageszeitung „La Victoire" („Der Sieg") und wartet auf — Hitler.

„Nationalisten aller Länder, vereinigt euch" ist jetzt sein Schlagwort. „Die Franzosen können sich mit Hitler verständigen", „Die Franzosen müssen sich mit Hitler verständigen." Nachdem ihm alles im Leben mißlang, versucht er als Sechzigjähriger auf den Rassegaul Hitler zu setzen.

„Alle Mitglieder der Nation müssen sich einigen!" Das wagt der Mann zu sagen, der 1910 als davongejagter Geschichtsprofessor ein ganzes Buch von 320 Seiten („Leur Patrie", „Das Vaterland der andern") darüber schrieb, daß die Arbeiter überhaupt kein Vaterland haben, der Mann, der am 31. Dezember 1905 vor dem Pariser Geschworenengericht (Briand, den er wenige Jahre später bekämpfte, war sein Verteidiger) erklärte: „Welch Unfug, wenn der Staatsanwalt das Bestehen verschiedener Klassen leugnen will! Hier ist die eine Klasse: der Angeklagte, das Proletariat. Dort die andre, uns gegenüber, die Bourgeoisie, die über uns zu Gericht sitzt. Sie, Herr Staatsanwalt, geben sich als Anwalt der ganzen Gesellschaft aus. Eine Illusion, Herr Staatsanwalt! Sie sind nur der offizielle Vertreter der Gesellschaft, welche die Hauptangeklagte in diesem Prozeß ist, der bürgerlichen, der kapitalistischen Klasse. Für Sie und die Ihren ist das Vaterland eine gute Mutter. Es sorgt für Sie, wenn Sie klein sind. Es gibt Ihnen eine Erziehung und eine glückliche Jugend. Es gibt Ihnen gut bezahlte Stellungen, lange Ferien und Sorglosigkeit für die Zukunft und für Ihre alten Tage. Von Ihrem Standpunkt aus haben Sie recht, den Proletariern ein patriotisches Gefühl aufdrängen zu wollen. Nur leider, sehen Sie, Herr Staatsanwalt, wir Hand- und Kopfarbeiter denken ganz anders über das Vaterland. Für Sie ist es eine Mutter, für uns eine Rabenmutter ..."

Das ist der Mann, der am 10. November 1911 erklärte: „Es gibt zwei Frankreich. Ich verabscheue das feudale und klerikale Frankreich, das unsre Väter bedrängte und versklavte. Ich verabscheue das Frankreich der Monarchie und der Frömmelei, das jeden Drang nach Freiheit durch Folter- und Martergualen niederhielt. Ich verabscheue das Frankreich der Emigranten, das zur Rettung seiner Privilegien die Monarchen und Aristokraten ganz Europas gegen unsre Großväter aufwiegelte ... Ich liebe das Frankreich der Bürger und Handwerker, das gewaltsam durch Bürgerkrieg und sozialen Kampf einige kommunale Freiheiten der Feudalherrschaft entriß. Ich liebe das Frankreich der armen Leute, das die Schlösser der hohen Herren stürmte. Ich liebe das Frankreich der Revolution, das die Bastille eroberte ..."

Jetzt will Hervé die Vereinigung der „zwei Vaterländer": „Ich würde mich sehr freuen, wenn endlich Breitscheid und Hitler zusammengehen würden, und wenn Léon Blum zu mir kommen würde, damit sich alle versöhnen! Aber die Sozialisten wollen das ja nicht", — sagt mir bei gelegentlicher Begegnung Hervé, der darauf lauert, vom schönen Adolf geküßt zu werden.

Als Hervé sieht, wie ich ihm ins Gesicht lache, da merkt er auf: „Sie glauben das nicht? Ja, wissen Sie denn nicht, welch furchtbare Menschen die Marxisten sind? Lassen Sie sie nur einmal in Frankreich an die Macht kommen! Was würden die dann mit mir machen? Die würden sofort hier in mein Büro gelaufen kommen, sie würden einen Spieß nehmen und den mit aller Gewalt in meinen Hintern einrennen. So aufgestochen würden sie mich, während ich noch lebe, die Treppe auf die Straße hinuntertragen und in furchtbarstem Triumphgeheul als Siegestrophäe über die Boulevards schleifen. Das eben will ich verhindern. Das muß ich verhindern zugunsten meines lieben Vaterlandes. Deshalb habe ich auch die „Nationale sozialistische Partei" geschaffen, in deren Programm (Punkt 2) es heißt: „Die französischen Nationalsozialisten erkennen das Vaterland bedingungslos an. Sie sind seine treuesten und folgsamsten Kinder ..." Sie glauben, daß die Einigung unter allen Franzosen für die Aufrechterhaltung unsrer Militärmacht und unsrer kriegerischen Tugend noch auf lange unsre Hauptgarantie gegen Invasion und Zerstückelung Frankreichs sind."

Gilbert Nowina, Generalsekretär der französischen „Liga pazifistischer Kriegsteilnehmer".

Dieser vaterlandslose Vaterlandsverehrer, dieser französische Hitlerfreund kam mir so verschroben vor, daß ich, um eine weitere lustige Stunde zu erleben, Gilbert Nowina aufsuchte, den mutigen Generalsekretär der mit dem Reichsbanner befreundeten „Liga pazifistischer Kriegsteilnehmer", die bereits über ganz Frankreich verbreitet ist. Gilbert Nowina war es gewesen, der handfest, ganz allein, bei den bekannten Skandalszenen im „Trocadero"-Saal zu Paris, im November 1931, einige der Hauptschreier hinausbeförderte!

„Hervé?", sagte mir Nowina und dachte nach.

Langsam wurden Erinnerungen wach: „Entschuldigen Sie, bitte! Aber was Hervé heute schreibt, das weiß ich kaum. Seit Jahren liest niemand mehr Gustave Hervé."

„Hatten Sie nicht gehört", fragte ich Nowina, „daß Hervé vor zwei Jahren einen öffentlichen Briefwechsel mit Hitler hatte?"

„Das ist mir völlig unbekannt. Ich bin überzeugt, daß fast niemand in Frankreich das weiß. Zur Not kennen einige Leute die „Victoire". Die erscheint unter Ausschluß der Oeffentlichkeit in einigen tausend Exemplaren und wird wohl künstlich über Wasser gehalten. Gelesen wird sie von Einzelgängern und ein paar Geistlichen, die sich darüber freuen, daß Hervé heute für die katholische Religion eintritt, die er vorher wie die Pest bekämpfte. Nur ein Hitler kann auf ihn hereinfallen.

Versuchen Sie nur einmal, die Bücher zu kaufen, die Hervé vor dem Kriege schrieb! Unmöglich. Sein Gesinnungswechsel kam ihm selbst so unschön vor, daß er alle seine vor dem Krieg geschriebenen Bücher einstampfen ließ. Ich habe die Werke, und als Hervé vor zwei Jahren zum erstenmal wieder in Paris in öffentlicher Versammlung auftrat — über fünfzehn Jahre hatte ich ihn nicht mehr gesehen —, da empörte ich mich so sehr, daß ich mich zur Diskussion meldete, um diesem Patrioten einige Sätze unter die Nase zu halten: „Die meisten französischen Arbeiter und Bauern sind so wahnsinnig verblödet, schrieben Sie, Hervé, im Dezember 1907! — und ich las es ihm vor —, daß sie beim jetzigen Marokkoeinfall diesen Eroberungskrieg, der mehr als eine Milliarde kosten wird, einfach mitmachen, obwohl ihm wahrscheinlich ein Krieg mit Deutschland folgen wird, für den man noch zehnmal mehr bezahlen muß. Tapfere Marokkaner des Stammes Beni-Snassen, schlagt fest gegen die französischen Banditen, die über euer Land herfallen!

Sie werden über euch siegen, so wie sie hier uns zugrunde richten. Denn sie sind die Stärkern. Aber trotzdem: Haut fest und hart auf diese patriotischen Heuchler, auf diese „Christen" und „Republikaner"! Immer feste druff! Schont sie nicht! Allah ist mit euch, und wir sind es auch!"

Wie entsetzlich langweilig sprach Hervé in dieser Versammlung, wie verlegen wurde er, als ich ihm das vorlas!"

„Warum hat sich Hervé 1914 plötzlich geändert?"

„Aus Angst. Aus Feigheit. Als es sich zum erstenmal darum handelte, jahrelang durchgekämpfte Ideen in Wirklichkeit umzusetzen, da versagte er. Da fürchtete er plötzlich den innern Feind mehr als den äußern, so daß er sogar dem damaligen Kriegsminister Messimy schrieb, er wolle als Freiwilliger ins Feld rücken. Er war ja auch der Antwort Messimys im voraus sicher. Der antwortete ihm, Hervé als Patriot tue dem Vaterland einen größeren Dienst, wenn er in der Heimat bleibe, um die Arbeiter von einer Revolte abzuhalten."

„Man hat Jaurès ermordet. Man wird nicht das Vaterland morden", hieß zu allgemeiner Ueberraschung groß die Ueberschrift in Hervés „La Guerre sociale" unmittelbar nach der Ermordung von Jaurès.

„Vorher bedeutete dieser Mann etwas für uns junge Revolutionäre. Wir folgten ihm. Wir waren in seiner „Jungen Garde", die den „Polizeikosaken" die Stirn bot, für Volksfreiheit manifestierte, sich blutig schlagen ließ und blutig schlug. Wir waren die Herren der Straßen von Paris."

„Ich erinnere mich noch genau an meine Erlebnisse beim Kriegsausbruch. Am 29. Juli 1914 war ich auf Urlaub. Am nächsten Tage hatte ich Order bekommen, zum Truppenteil einzurücken. Vorher suchte ist Gustave Hervé auf: „Soll ich in Paris bleiben, werden wir jetzt revoltieren und die soziale Revolution machen, oder soll ich einrücken?" „Ziehen Sie ins Feld!" antwortete Hervé mir und meinen Freunden."

„Schon zwei Jahre später, 1916, trat Hervé gegen seine frühern Freunde in gemeinster Weise auf. Er verlangte von Clémenceau, daß der Sozialistenführer Jean Longuet, der Enkel von Karl Marx, den er plötzlich „den Viertel-Boche" nannte, wegen pazifistischer Propaganda erschossen werde. Er verherrlichte den Patrioten Paul Déroulède, gegen den er vorher tolle Artikel geschrieben hatte. Ja, er rief begeistert: „Es lebe der Zar!", nachdem er vorher wollte, der Zar solle durch Bomben umgelegt werden. Sehen Sie, ich habe hier das Jahrbuch 1911 seiner „Guerre sociale". Er widmet es ironisch „dem Zaren Nikolaus II., dem großen Henker und dem großen Marterer aller Reußen, damit er durch Bomben zu Marmelade werde, wie sein Vorfahre Alexander II."

„Wollen Sie, daß ich in einem Satze sage, was ich, wie wohl jedermann, von diesem Bombenwerfer denke, der im Kriegsfall Generalstreik und Revolution wollte? Sehen Sie: „Hervé!" Nicht nur einzelne Züge aus seinem Leben sind lächerlich, sondern das ist die grotesketste Figur überhaupt, mit der uns in Frankreich der liebe Gott begnadet hat."

Kurt Lenz.

Was planen die Nationalsozialisten?

Adolf Hitler, Ehrenbürger von Koburg und braunschweigischer Regierungsrat, wird nunmehr als Kandidat der Nationalsozialisten für die Reichspräsidentenwahl in Erscheinung treten. Er geht einer sicheren Niederlage entgegen, und um dieser Niederlage willen haben augenscheinlich Unterführer wie Goebbels und andre, die Hitler auf diese Weise erledigen möchten, seine Kandidatur erzwungen. Seit einiger Zeit schon munkelt man davon, daß Kräfte der Nationalsozialistischen Partei am Wirken sind, die nach der Reichspräsidentenwahl zu einem gewaltsamen Schlage gegen den Staat ausholen wollen. Wir haben zunächst diesen Gerüchten mit großem Zweifel gegenübergestanden, aber inzwischen ist uns von durchaus zuverlässiger Stelle aus Hessen eine Mitteilung zugegangen, auf die in aller Oeffentlichkeit hinzuweisen uns als Pflicht erscheint. Nach dieser Mitteilung soll durch einen Geheimbefehl der Nationalsozialistischen Partei ab 22. Februar erhöhte Alarmbereitschaft der SS. und SA. angeordnet sein. In dem Geheimbefehl soll die Parole ausgegeben worden sein: „Fertig zum Losschlagen in drei Wochen!" Das wäre der 14. März, ein Tag nach der Reichspräsidentenwahl. Weiter heißt es: „Die feldmarschmäßige Ausrüstung muß bis dahin durchgeführt sein: Tornister, Wäsche, Mantel gerollt, Spaten und Beilpicke, Kochgeschirr, Brotbeutel, Feldflasche, Mundvorrat für 3 Tage, zwei Paar Stiefel usw." In diesem Zusammenhang gewinnt auch eine kürzlich durch die Presse gegangene Mitteilung, daß eine Fabrik in Baden infolge der von der Leitung der Nationalsozialistischen Partei gemachten Bestellungen in Verbandpäckchen hat Ueberstunden einlegen müssen, eine besondere Bedeutung. Es ist selbstverständlich, daß die Spannungen innerhalb der Nationalsozialistischen Partei in einem Augenblick, in der die Partei gezwungen ist, sich einer ihre ganze zukünftige Entwicklung bestimmenden Wahlentscheidung auszusetzen, sich noch verschärfen müssen. Darum ist es notwendig, in den nächsten Wochen den Vorgängen innerhalb der Nationalsozialistischen Partei eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Sollten wirklich jene Elemente, die vor einer gewaltsamen Auseinandersetzung nicht zurückschrecken, bei den Nationalsozialisten das Uebergewicht erlangen, dann können wir nur sagen, sie werden sich an der Eisernen Front die Köpfe einrennen. —